

»Die mit einem Schicksal Gesegneten üben eine Faszination auf andere aus. Ich würde dir gern sagen, dass sie eines Tages aufhören werden, euch anzustarren«, seufzte Akos' Mutter, »aber ich fürchte, dass man vor allem *dich* immer anstarrt wird.«

Er hätte gerne gewusst, warum sie das »dich« betont hatte, aber er hatte gelernt, sich während Sifas Lektionen mit Fragen zurückzuhalten. Eine falsche Frage und sie beendete die Lektionen ganz plötzlich. Bei der richtigen Frage erfuhr man mitunter jedoch Dinge, die man gar nicht wissen durfte.

»Wie sieht es mit dir aus?«, erkundigte er sich. »Ich meine, was beschäftigt dich gerade?«

»Ah.« Seine Mutter hackte mit fließenden Bewegungen, das Messer tanzte bei ihr nur so übers Brett. Er selbst wurde auch immer geschickter darin, obwohl er noch manchmal etwas aus Versehen abschnitt. »Heute Nacht plagen mich Gedanken an die Familie Noavek.«

Ihre Füße waren nackt, die Zehen gekrümmt vor Kälte. Die Füße eines Orakels.

»Das ist die herrschende Familie von Shotet«, fügte sie erklärend hinzu. »Dem Land unserer Feinde.«

Die Shotet waren ein Volk, kein Nationenplanet, und sie waren für ihre Wildheit und ihre Brutalität bekannt. Sie ritzen sich Zeichen in den Arm für jedes Leben, das sie genommen hatten, und bildeten schon die Kinder in der Kriegskunst aus. Sie lebten auf Thuvhe, dem Planeten, den auch Akos und seine Familie bewohnten, allerdings nannten sie ihn nicht »Thuvhe« und sich selbst bezeichneten sie auch nicht als »Thuvhesi«. Das Gebiet der Shotet erstreckte sich jenseits einer großen Federgrassteppe. Auch vor den Fenstern des Hauses, in dem Akos' Familie wohnte, wogte Federgras.

Seine Großmutter, die Mutter seines Vaters, war bei einer Shotet-Invasion gestorben – bewaffnet mit nichts als einem Brotmesser. So erzählte es jedenfalls sein Vater. Und die Stadt Hessa trug noch immer die Narben von Gewalttaten der Shotet – die in niedrige Steinmauern gemeißelten Namen der Gefallenen, die zerbrochenen Fenster, die nur notdürftig ausgebessert statt richtig repariert worden waren, sodass man immer noch die Risse sah.

Jenseits des Federgrases. Manchmal schien das so nah, als könne man die Hand ausstrecken und es berühren.

»Auch die Mitglieder der Familie Noavek sind mit einem Schicksal gesegnet, wusstest du das? So wie du und deine Geschwister«, fuhr Sifa fort. »Frühere Orakel haben noch keine Schicksale in dieser Familienlinie gesehen, es geschah erst zu meinen Lebzeiten. Damals verschaffte es den Noaveks die Möglichkeit, die Herrschaft über Shotet an sich zu bringen, die sie seither haben.«

»Ich wusste gar nicht, dass so etwas passieren kann. Ich meine, dass eine Familie plötzlich Schicksale bekommt.«

»Die Orakel bestimmen nicht darüber, *wer* ein Schicksal bekommt«, erklärte seine Mutter. »Wir sehen Hunderte von Zukünften und es sind stets nur Möglichkeiten. Ein Schicksal ist etwas,

das einer bestimmten Person widerfährt, und zwar in jeder Version der Zukunft, die wir sehen, und so etwas ist eher selten. Die Schicksale entscheiden darüber, welche Familien zu den Gesegneten gehören, und nicht andersrum.«

So hatte Akos es noch nie betrachtet. Die Leute redeten immer darüber, dass die Orakel Schicksale wie Geschenke an besonders wichtige Menschen verteilten, aber seiner Mutter zufolge war es genau umgekehrt. Erst die Schicksale verliehen bestimmten Familien Bedeutung.

»Also hast du ihre Schicksale gesehen. Die Schicksale der Noaveks.«

Sie nickte. »Nur die des Sohns und der Tochter. Ryzek und Cyra. Sie ist in deinem Alter, er ist etwas älter.«

Akos hatte ihre Namen schon einmal gehört, zusammen mit einigen lächerlichen Gerüchten. Geschichten darüber, dass sie Schaum vor dem Mund hätten oder die Augäpfel von Feinden in Krügen aufbewahrten oder Tötungsmale vom Handgelenk bis zur Schulter hatten. Wobei Letzteres vielleicht gar nicht so abwegig war.

»Manchmal ist es einfach zu sehen, warum Menschen zu dem werden, was sie sind«, sagte seine Mutter leise. »Ryzek und Cyra sind die Kinder eines Despoten. Lazmet, ihr Vater, ist der Sohn einer Frau, die ihre eigenen Brüder und Schwestern ermordet hat. Die Gewalttätigkeit wird von jeder Generation weitergegeben.« Sie nickte und fing an, sich vor und zurück zu wiegen. »Und ich sehe es. Ich sehe alles.«

Akos ergriff ihre Hand und hielt sie fest.

»Es tut mir leid, Akos«, murmelte sie. Er war sich nicht sicher, ob sie bereute, so viel gesagt zu haben, oder ob ihre Worte sich auf etwas anderes bezogen, aber es spielte eigentlich keine Rolle.

Beide standen eine Weile nur da und lauschten auf das Gemurmel der Nachrichtendurchsage. Die dunkelste Nacht war soeben noch dunkler geworden.



## KAPITEL 2

### AKOS

»ES GESCHAH MITTEN in der Nacht«, sagte Osno mit stolzgeschwellter Brust. »Ich hatte diesen Kratzer auf dem Knie und er begann zu brennen. Aber als ich die Decke zurückwarf, war er fort.«

Das Klassenzimmer hatte eine runde Außenwand und zwei gerade Wände. In der Mitte befand sich ein großer Ofen mit Brennsteinen, den die Lehrerin während des Unterrichts immer mit quietschenden Stiefeln umrundete. Manchmal zählte Akos, wie viele Runden sie während einer Stunde drehte. Es waren niemals wenige.

Rund um den Ofen standen Metallstühle, an denen vorne gläserne Bildschirme befestigt waren. Sie leuchteten, bereit, die Lektion des Tages anzuzeigen. Nur die Lehrerin fehlte noch.

»Dann lass mal sehen«, forderte ihn Riha, eine Klassenkameradin, auf. Als wahre Patriotin trug sie mit Vorliebe Schals, die mit der Landkarte Thuvhes bestickt waren, und sie vertraute nie dem Wort eines anderen. Wenn jemand etwas behauptete, rümpfte sie ihre sommersprossige Nase, bis der Betreffende den Beweis erbracht hatte.

Osno nahm eine kleine Taschenklinge und stieß sie in seinen Daumen. Blut quoll aus der Wunde, und selbst Akos, der weit weg von allen anderen saß, sah, dass sich die Haut über der Wunde bereits wieder zusammenfügte wie ein Reißverschluss.

Der Strom schenkte allen eine Lebensgabe. Man erhielt sie, wenn man älter wurde und der Körper sich verändert hatte, wenn man kein Kind mehr war. Da Akos mit seinen vierzehn

Zeitläufen immer noch sehr klein war, würde er noch eine ganze Weile auf seine Gabe warten müssen. Manchmal lagen die Gaben in der Familie, manchmal nicht. Manchmal waren sie nützlich, manchmal nicht. Osnos Lebensgabe war nützlich.

»Toll«, sagte Riha. »Ich kann es gar nicht erwarten, dass meine Gabe sich zeigt. Hast du eine Ahnung, was es sein könnte?«

Osno war der größte Junge in der Klasse, und er baute sich immer dicht vor seinem Gegenüber auf, wenn er mit jemandem redete, damit derjenige das auch merkte. Das letzte Mal hatte er mit Akos vor einem Zeitlauf geredet, und Osnos Mutter hatte im Weggehen gesagt: »Für einen schicksalsgesegneten Sohn ist er nichts Besonderes, findest du nicht?«

Osno hatte erwidert: »Ach, er ist ganz nett.«

Aber Akos war nicht »nett«. Das sagten die Leute nur über jemanden, der still war.

Osno schlang den Arm um die Rückenlehne seines Stuhls und schnippte sich ein dunkles Haar aus den Augen. »Mein Vater meint, je besser man sich selbst kennt, umso weniger wird man von seiner Lebensgabe überrascht sein.«

Rihas Zopf glitt auf ihrem Rücken auf und ab, als sie zustimmend nickte. Akos wettete mit sich selbst, dass Riha und Osno bis zum Ende dieses Zeitlaufs ein Paar sein würden.

Plötzlich flackerte der Bildschirm an der Tür auf und wurde dann schwarz. Im ganzen Raum wurde es dunkel und auch die unter dem Türspalt hindurchscheinenden Ganglichter erloschen. Was immer Riha hatte sagen wollen, es kam nicht mehr über ihre Lippen. Akos hörte eine laute Stimme aus dem Flur. Und das Quietschen seines eigenen Stuhls, als er ihn zurückschob.

»Kereseth ...«, raunte Osno warnend. Aber Akos fand nichts dabei, in den Flur zu spähen. Es würde ihn dort schon nichts anspringen und beißen.

Er öffnete die Tür gerade weit genug, um hindurchschlüpfen zu können, dann beugte er sich in den schmalen Flur hinaus. Das Gebäude war rund wie fast alle Gebäude in Hessa, mit den Büros der Lehrer in der Mitte, den Klassenzimmern am Rand sowie einem Flur, der beides voneinander trennte. Wenn die Lichter ausgeschaltet waren, wurde der Gang nur noch von den orangefarbenen Notlampen am oberen Treppenabsatz beleuchtet.

»Was ist los?« Akos erkannte die Stimme – es war Ori. Sie trat in den orangefarbenen Lichtkegel der Notbeleuchtung. Vor ihr stand ihre Tante Badha, so zerzaust, wie Akos sie noch nie gesehen hatte. Aus ihrem Haarknoten hatten sich Strähnen gelöst, die ihr wirr ins Gesicht fielen, und ihr Pullover war falsch zugeknöpft.

»Du bist in Gefahr«, stieß sie hervor. »Es ist Zeit, zu tun, was wir trainiert haben.«

»Warum?«, wollte Ori wissen. »Du kommst her, zerrst mich aus dem Unterricht und willst, dass ich weggehe und alles zurücklasse ...«

»Alle mit einem Schicksal Gesegneten sind in Gefahr, verstanden? Ihr seid enttarnt worden. Du musst verschwinden.«

»Was ist mit den Kereseths? Sind sie nicht auch in Gefahr?«

»Nicht so sehr wie du.« Badha fasste Ori am Ellbogen und führte sie mit sich zum Absatz des östlichen Treppenhauses. Oris Gesicht lag im Schatten, daher konnte Akos ihre Miene nicht erkennen. Bevor sie um die Ecke bog, drehte sie sich noch einmal um. Das Haar fiel ihr übers Gesicht und ihr Pullover rutschte von der Schulter, sodass er ihr Schlüsselbein sehen konnte.

Er hätte schwören können, dass sie mit großen, ängstlichen Augen seinen Blick suchte, aber das war nur schwer zu sagen. Dann rief jemand nach Akos.

Cisi kam aus einem der zentralen Büros gerannt. Sie trug ihr schweres graues Kleid und schwarze Stiefel. Ihr Mund war eine schmale Linie.

»Komm mit«, forderte sie ihn auf. »Wir sind ins Büro des Direktors gerufen worden. Vater holt uns ab, wir können dort warten.«

»Was ...«, begann Akos. Aber wie immer sprach er so leise, dass man ihm keine Beachtung schenkte.

»Komm.« Cisi verschwand wieder durch die Tür, die sie gerade erst geschlossen hatte. Akos' Gedanken wanderten in ganz verschiedene Richtungen. Ori war mit einem Schicksal gesegnet. Alle Lampen waren aus. Sein Vater kam ihn und seine Schwester holen. Ori war in Gefahr. *Er war in Gefahr.*

Cisi verschwand aus dem orangefarbenen Lichtkegel, tauchte wieder auf und verschwand aufs Neue. Dann eine offene Tür, eine brennende Laterne. Und Eijeh, der sich zu ihnen umdrehte.

Der Direktor saß ihm gegenüber. Akos kannte seinen Namen nicht. Die Schüler nannten ihn einfach »Direktor« und bekamen ihn nur zu Gesicht, wenn er eine Ankündigung machte oder durch die Gänge lief. Akos beachtete ihn nicht weiter.

»Was ist los?«, fragte er Eijeh.

»Niemand will etwas sagen«, antwortete Eijeh mit einem vorwurfsvollen Blick auf den Direktor.

»Es gehört zu den Grundsätzen dieser Schule, in einer solchen Situation alles Weitere dem Ermessen der Eltern zu überlassen«, stellte der Direktor fest. Manchmal witzelten die Schüler, dass der Direktor nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus Maschinenteilen bestünde und dass man Drähte finden würde, wenn man ihn aufschneidet. Zumindest redete er wie eine Maschine.

»Und Sie können uns nicht erklären, um was für eine Art Situation es sich handelt?«, fragte Eijeh ihn so, wie ihre Mutter es getan hätte, wäre sie da gewesen. *Wo ist sie überhaupt?*, dachte Akos. Ihr Vater würde sie holen, von ihrer Mutter war nicht die Rede gewesen.

»Eijeh«, murmelte Cisi beschwichtigend. Ihre leise Stimme gab auch Akos Halt. Es war beinahe, als spräche sie mit dem Summen des Stroms in ihm, um ihn zu beruhigen. Der Bann hielt eine Weile an. Der Direktor, Eijeh, Cisi und Akos warteten still.

»Es wird kalt«, bemerkte Eijeh schließlich. Ein Luftzug kroch unter der Tür hindurch und